

IST GESELLSCHAFTLICHE RELEVANZ VON FORSCHUNG BEWERTBAR UND WENN JA, WIE?

PIRMIN FESSLER

1. VORSICHT

Die Vorsicht, mit der hier der Fragestellung begegnet wird, soll auf den Text einstimmen – vorsichtig im Sinne von behutsam, langsam und genau, also ohne die Frage oder die Leserin¹ zu überrumpeln, aber auch im wörtlichen Sinn vorsichtig: den Text und die Beantwortung der Frage selbst bereits im Blick habend. Zunächst befrage ich die Frage nach dem, was sie für diesen Text ausmacht. Das ist insbesondere das, was sie mir in diesem Kontext, in dem ich sie vorfinde, bedeutet. Es ist auch, und gleichzeitig, wohin sie für mich deutet. Denn darauf richte ich meinen Blick, um eine Antwort zu liefern. Diesen meinen Blick versuche ich möglichst verständlich darzulegen, sodass Sie als Leserin ihn selbst sehen und aufnehmen können. Indem ich die Frage ernst nehme, Sorge ich für Klarheit darüber, welche Frage hier in welchem Kontext von wem vorgefunden wird, und ebenso, aus welcher Perspektive sie aufgenommen und beantwortet wird. Das Ernstnehmen spielt auch eine zentrale Rolle in meiner Antwort auf die Frage selbst.

1.1 WER STELLT DIESE FRAGE?

Die Menschen, die sich hinter dieser Frage verbergen, die Fragenden, erscheinen mir als die „Österreichische Akademie der Wissenschaften“. Auf der Website dieser Akademie kann ich lesen, sie habe die gesetzliche Aufgabe „die Wissenschaft in jeder Hinsicht zu fördern“. Ich gehe demgemäß davon aus, dass es implizit auch das Ziel dieses Wettbewerbs ist, durch die Beantwortungen „in Form eines Essays“ die Wissenschaft zu fördern. Ein Essay kann sich zwar mit einer wissenschaftlichen Frage beschäftigen, ist aber keine wissenschaftliche Form der Auseinandersetzung mit einer Frage. Dennoch scheinen die Fragenden zu glauben, dass etwas Unwissenschaftliches wie ein Essay die Wissenschaft fördern kann, ja, mehr noch, dass auf unwissenschaftliche Weise eine Antwort geliefert werden kann, ob und wie Forschung, eine Praxis der Wissenschaft, bewertbar sei. Nur so lässt sich dieser Wettbewerb als mit der Aufgabe der Fragenden im Einklang stehend verstehen.

1.2 WER BEANTWORTET DIESE FRAGE?

Diese Frage beantwortet ein Mensch. Ich, der Antwortende, lebe in Wien mit vielen anderen Menschen. So verbinde ich mich mit der Frage und den Fragenden zum ersten Mal: Wir sind Teil der gleichen – vielleicht nicht unbedingt derselben – Gesellschaft, also Teil einer Gruppe von Menschen, die gemeinsam leben, die für die

¹ Ich verwende in diesem Text der besseren Lesbarkeit wegen jeweils die weibliche Form, anstatt geschlechtergerechte Sprache zu verwenden.

anderen Menschen selbst die Anderen sind, die aber gemeinsam gegenüber wieder Anderen doch zusammengehören.

Ein zweites Mal verbinde ich mich mit der Frage, weil ich selbst Forscher bin. Genau genommen nehme ich im Beruf die Rolle eines Forschers ein, der einer Tätigkeit nachgeht, die in Texten aus Buchstaben, Formeln und Zahlen mündet, was dann in unserer Gesellschaft als Forschung bezeichnet wird. Konkret spiele ich einen empirischen Wirtschaftsforscher in der Oesterreichischen Nationalbank. Spielen in dem Sinn, dass ich dieser Forscher gar nicht vollständig sein kann, da ich zugleich ja auch ein Sohn, ein Ehemann, ein Vater und noch mehr bin. Als Forscher bearbeite ich Daten, die wiederum als Abbild der österreichischen Gesellschaft gesehen werden. Ich erforsche die Verteilung der Vermögen, aber auch die finanzielle Situation der Haushalte in Österreich und was das für die sogenannte Finanzstabilität bedeutet.

Ein drittes Mal verbinde ich mich mit der Frage, indem ich glaube, dass die gesellschaftliche Relevanz von Forschung relevant ist, und zudem, dass meine eigene Forschung gesellschaftliche Relevanz hat. Diese bewerte ich ohne Zweifel. Gleichzeitig glaube ich aber, dass es ziemlich absurd sei, so etwas zu glauben. Noch absurder scheint mir zu glauben, dass gerade ich das bewerten könnte. Ich glaube aber auch nicht, dass das irgendwer sonst vermag. Oder doch? „Bewerten können? Ja, natürlich. Aber objektiv, also allgemeingültig oder einer beliebigen individuellen Bewertung überlegen bewerten? Nein, natürlich nicht“, geht es mir da durch den Kopf, wohlwissend, dass die Natur am wenigsten damit zu tun hat, „oder vielleicht doch alles?“ Fragen zu stellen und zu bedenken, sie zu hinterfragen und wieder in Frage zu stellen, ist menschlich.

Aber „die Wissenschaft denkt nicht“ – ein nur scheinbarer Skandal, den schon Martin Heidegger besprach. Er meinte damit keineswegs, dass Wissenschaftlerinnen nicht denken oder gar dumm sein würden. Vielmehr ging es darum, dass die Wissenschaft sich nicht grundsätzlich in Frage stellt, sondern nach ihren eigenen Gesetzen funktioniert, dass sie sich nicht selbst mit ihren eigenen Methoden bestimmen kann. „Die Wissenschaft bewegt sich nicht in der Dimension der Philosophie. Sie ist aber, ohne dass sie es weiß, auf diese Dimension angewiesen [...] Ich kann nicht physikalisch, mit physikalischen Methoden, sagen, was die Physik ist. Sondern was die Physik ist, kann ich nur denken, philosophieren“, erklärte Heidegger in einem Film von Richard Wisser und Walter Rüdell mit dem Titel „Martin Heidegger: Im Denken unterwegs“. Sofern die Wissenschaftlerin Wissenschaft betreibt, unterwirft sie sich diesen Gesetzen. Falls nicht, macht sie keine Wissenschaft mehr. Der wissenschaftliche Fortschritt entsteht nicht als Gegenentwurf zur Wissenschaft selbst. Denken hingegen stellt auch sich selbst in Frage, gerade weil es eben nicht nur zum Lösen von abgegrenzten Problemen dienen kann, wie etwa in der Wissenschaft, sondern weil die menschliche Neugier sich auch dem Denken, Denkenden und Bedachten selbst gegenüber entfaltet. Wie eine Frage also zum Zwecke der Beantwortung bedacht wird, ist demnach von Bedeutung, ja, bestimmt geradezu die Bedeutung des Beantwortungszusammenhangs.

1.3 WIE BEDENKE ICH DIESE FRAGE?

Ich bedenke diese Frage aus der Perspektive des empirischen Wirtschaftsforschers, des Forschers, den ich spiele. Als einer, der sein Fach bedenkt. Meine Arbeit nehme ich sehr ernst. Ich spiele die verschiedensten Rollen, hinterfrage sie, entdecke sie neu, verwerfe sie und distanziere mich. Zudem beantworte ich die Frage wohl auch als eine Art besorgter Bürger. Ich spüre sofort, wie ungern ich das zugebe. Besorgt, weil ich das Gefühl habe, dass die Menschen allzu bereit sind, ihre eigene zentrale Bedeutung in der Welt zu verdrängen. Sie verdrängen, dass sie es sind, die fragen, und dass sie es sind, die beantworten. Sie allein. Besorgt bin ich auch, weil ich das Gefühl habe, dass mein Fach, aber auch die Wissenschaft überhaupt und, ja, gerade die Menschen, die in den Wissenschaften tätig sind, es den Anderen und auch sich selbst als den unwissenschaftlichen Anderen zu leicht machen, zu leicht die Verantwortung für die Welt abgeben und zu leicht sich als Mensch nur als ein Ding unter Dingen in der Welt wahrnehmen – ein Ding, das sich vielleicht bewegt, ein Ding, bei dem uns die Bewegung

vielleicht noch als Handlung erscheint, aber ein Ding, bei dem diese Interpretation schon nur aus nicht hinreichender Wissenschaftlichkeit entsteht. Meine Sorge besteht darin, dass die Wissenschaft dem Menschen die Welt raubt – nicht die gleiche Welt, die sie ihm über so lange Zeit so erfolgreich erschlossen hat – aber ich fürchte doch: dieselbe Welt. Ich entscheide mich für diese Perspektive der Beantwortung.

2. IST GESELLSCHAFTLICHE RELEVANZ VON FORSCHUNG BEWERTBAR UND WENN JA, WIE?

Ich habe einleitend gesagt, dass ich diese Frage ernst nehme. Das bedeutet zuerst, einige mögliche Interpretationen auszuschließen, um zu bestimmen, welche Frage von mir beantwortet wird. Ich könnte es mir etwa leicht machen, die Frage einfach so nehmen, wie sie ist, und den empirischen Falsifikationsbeweis antreten. Dazu müsste ich lediglich die Hypothese aufstellen, dass die gesellschaftliche Relevanz von Forschung nicht bewertbar sei. Das ist relativ leicht zu falsifizieren: Meine Forschung ist gesellschaftlich sehr relevant. Quod erat demonstrandum, wie die Wissenschaftlerin sagt, Hypothese verworfen, gesellschaftliche Relevanz von Forschung ist also bewertbar, denn ich habe sie gerade bewertet. Oder ich könnte die „Stimme der Wissenschaft“, wie sich die Mitglieder der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ selbst auf ihrer Website bezeichnen, sprechen lassen. Denn sie widmen sich „Fragen von hoher wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Relevanz“. Das bedeutet also, dass es zur Bewertung gesellschaftlicher Relevanz per Definition nur der Befragung eines einzigen Mitglieds der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ bedarf. Aber hat die „Stimme der Wissenschaft“ einen Scherz mit uns getrieben und boshaft eine Frage gestellt, deren Antwort sie schon kennt? Oder fragt sich andererseits die Wissenschaft tatsächlich, ob sie oder welcher ihrer Teile denn gesellschaftlich relevant wäre? Ich denke nicht. Beide Antworten würden wohl kaum das treffen, was die fragenden Menschen im Sinn hatten, als sie sich die Frage stellten. Die fragenden Menschen, die sich hinter der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ verbergen, spielen eben auch nur die „Stimme der Wissenschaft“. Sie sind es nicht. Und weil sie sich selbst bewusst sind, wissen sie, dass sie es nicht sind, und stellen eine entsprechende Frage – die gerade ihr eigenes Spiel aufdeckt. Das halte ich für gut. Denn es zeigt, dass sie sich des menschlichen Antlitzes des Problems bewusst sind. Das spricht mich an. Die Frage ernst zu nehmen in dem, was sie in vollem Umfang für den Menschen zu bedeuten vermag, und ernsthaft zu versuchen, sie zu beantworten, ist daher mein Ziel. Ich teile die Überlegungen zu meiner Beantwortung der Frage „Ist gesellschaftliche Relevanz von Forschung bewertbar?“ in drei Abschnitte. Damit verfolge ich das Ziel, die Leserin dazu zu bringen, jetzt unmittelbar und genau diesen einzelnen Teilen der Frage nachzudenken. Ich erhoffe, dass sich so meine Beantwortung der Frage leichter erschließen lässt. Den Zusatz in der Frage, der konditional auf eine positive Beantwortung gestellt ist „und wenn ja, wie?“ behandle ich eigens in einem letzten Abschnitt, der auch eine klare Antwort auf die gestellte Frage selbst liefert.

2.1 ZUR GESELLSCHAFTLICHEN RELEVANZ

Relevanz bezeichnet die Bedeutsamkeit und damit auch eine gewisse Art der relativen Wichtigkeit einer Sache. Sie wird einer Sache von einem Menschen beigemessen. Wenn eine Sache relevant ist, dann ist sie erstens also immer für einen oder mehrere Menschen relevant. Zweitens ist sie innerhalb eines bestimmten Bedeutungszusammenhangs relevant, also relativ zu anderen Sachen, die einen Bedeutungszusammenhang bilden. Gesellschaft, wie wir schon gehört haben, bezeichnet eine abgrenzbare Gruppe von Menschen, die miteinander direkt oder indirekt in Beziehung stehen, also jeweils füreinander die Anderen sind, aber auch gemeinsam gegenüber wieder Anderen etwas gemeinsam – nämlich besondere direkte oder indirekte Beziehungen – haben.

Zuerst schließen wir den wenig gehaltvollen, aber denkbaren Fall aus, dass gemeint wäre, Forschung insgesamt im Vergleich zu anderen Dingen wie etwa Sport oder Kunst, Häuser oder Obst bewerten zu wollen. Bezogen auf

die in unserem Fall gestellte Frage ergibt sich dann eine bestimmte Konstellation: Die Menschen in der Gesellschaft müssten also erstens einer Sache – in unserem Fall einer bestimmten Forschung – Relevanz beimessen. Relevanz beimessen würde zweitens meinen, dass einer Sache unter anderen Sachen besondere Wichtigkeit zugeschrieben werde. Da es um die Sache einer bestimmten Forschung geht und die Sachen vergleichbar sein müssen, also etwas gemeinsam haben, kommt als andere Sachen nur andere Forschung in Frage. Gesellschaftliche Relevanz von Forschung ist demnach eine Art Reihung der Forschung nach Wichtigkeit. Die Reihung entsteht dabei dadurch, dass Menschen bestimmter Forschung innerhalb der gesamten Forschung Wichtigkeit beimessen. Insgesamt ergibt sich dann dadurch eine gesellschaftliche Reihung. Sofort drängen sich hier neue Fragen auf: Soll die Reihung jedes Menschen in der Gesellschaft gleich viel zählen? Soll die Bedeutung der Reihung unabhängig sein davon, wie gut sich ein Mensch mit einem Thema auskennt? Soll jeder Mensch in der Gesellschaft gezwungen sein die gesamte Forschung zu reihen? Bei diesen und anderen Fragen ist unmittelbar klar, dass allein schon die Begrifflichkeit der gesellschaftlichen Relevanz uns direkt zur Verkürzung zwingen muss.

Jede Gesellschaft basiert auf Reziprozität. Das bedeutet, dass eine gewisse Übereinstimmung des Bedeutungszusammenhangs vorliegen muss. Nur so ist es überhaupt möglich, in einer Gesellschaft zu leben. Das bedeutet, dass wir von der Welt, in der wir leben, bestimmte Vorstellungen haben. Diese Vorstellungen sind nicht gleich, aber sie sind einander ähnlich. Eine rote Ampel bedeutet stehen bleiben. Jemanden anschreien oder schlagen wird nicht als Ausdruck der Freundlichkeit wahrgenommen. Wenn ich hingegen freundlich bin, kann ich auch vom Gegenüber freundliches Verhalten erwarten; Forschung zur Verbesserung eines Waffensystems, um besser und effizienter Menschen töten zu können, würde wahrscheinlich in der Reihung der meisten Menschen in unserer Gesellschaft heute weit unten aufscheinen. Forschung zur Verbesserung der Überwachungssysteme an den Außengrenzen unseres Landes hingegen wahrscheinlich schon weiter oben als noch vor wenigen Jahren. Das sind besonders illustrative Beispiele, um den normativen Gehalt einer derartigen Reihung zu verdeutlichen. Aber was ist mit der Forschung, die sich mit einem speziellen Käfer beschäftigt, was mit der zu einer seltenen Krankheit, was mit jener zu einem entfernten Planeten? Auch hier wird die individuelle Lebenswelt der Menschen sich wohl direkt auf deren Reihung auswirken. Wahrscheinlich ist jedenfalls, dass die Reihungen nicht völlig auseinanderfallen, aber doch sehr unterschiedlich ausfallen würden. Es gibt keinen Grund zu glauben, dass hier mehr Übereinstimmung besteht als in anderen Bereichen. Wie wir unterschiedliche Werte, Ziele, Wünsche und Sorgen haben, so wäre auch unsere Reihung der Wichtigkeit von Forschungsbereichen unterschiedlich. Darin besteht nun aber gerade der Grund, warum die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz und ihrer Bewertung überhaupt interessant ist: Es ist die Suche nach einer Rechtfertigung, einer bestimmten Reihung den Vorzug zu geben – im Wissen, dass die Reihungen der Menschen sich unterscheiden –, diese eine Reihung zu nehmen und daraus die gesellschaftliche Relevanz insgesamt abzuleiten. Doch wozu? Ergibt sich nicht gesellschaftliche Relevanz gerade schon dadurch, dass an etwas geforscht wird? In Kriegszeiten wird mehr an Waffensystemen geforscht als in Friedenszeiten. Jetzt, da der Klimawandel als Problem erkannt ist, wird er mit mehr Aufwand erforscht als vorher. Ist also nicht die Tatsache, dass geforscht wird, Beweis genug für die gesellschaftliche Relevanz der Forschung? Muss das nicht geradezu so sein, da Forschung ja von Wissenschaftlerinnen betrieben wird, die eben auch Teil der Gesellschaft sind? Stellen nicht die Menschen die Fragen in der Forschung? Und ist nicht das, was die Menschen beschäftigt, was sie sich fragen, per se das Relevante in einer Gesellschaft, die ja aus eben diesen Menschen besteht?

In meinem Bereich der empirischen Wirtschaftswissenschaft sehe ich ganz direkt, dass dem nicht so ist. Die Wissenschaft denkt nicht. Sie funktioniert nach ihren eigenen Gesetzen. Dazu ein Beispiel, das genauso und in vielen Abwandlungen vorkommt: Eine junge Wissenschaftlerin, die in Österreich an der Universität arbeitet, hat eine Frage, die sie beschäftigt und die sie gesellschaftlich für relevant hält. Nehmen wir einmal hypothetisch an, sie wäre es auch. Also ganz viele Menschen in Österreich würden sie in ihrer hypothetischen Bewertung – nach jedem denkbaren System – ganz oben reihen. Die junge Wissenschaftlerin kennt Forschungsergebnisse für die USA, aber glaubt, dass die Sachlage in Österreich anders sei, und will das erforschen. Aber ist es ihr möglich, dazu Forschung zu machen? Wenn sie eine wissenschaftliche Karriere anstreben würde, dann könnte sie nur dann erfolgreich sein, wenn sie die Arbeit auch in den entsprechenden wissenschaftlichen Journalen publizieren könnte.

Damit sie in derartigen Journalen publiziert werden könnte, müsste die Frage relevant sein. Aber eben nicht gesellschaftlich relevant in Österreich. Die österreichische Gesellschaft interessiert bei einem internationalen wissenschaftlichen Journal kaum jemand, schon gar nicht, wenn ähnliche Fragen für andere Länder bereits bearbeitet wurden. Genauso wenig interessiert das aber auch die Universität in Österreich, da das Institut, an dem die junge Wissenschaftlerin auf Zeit beschäftigt ist, bei internationalen Rankings gut abschneiden will. Darum zählt auch hier die Publikation im internationalen Journal mehr als die gesellschaftliche Relevanz in Österreich. Die junge Wissenschaftlerin könnte es noch bei einer österreichischen Förderstelle wie dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung versuchen. Aber auch dort würde der Projektantrag durch internationale Begutachterinnen insbesondere auf sein Publikationspotenzial in entsprechenden Journalen hin überprüft und nicht auf seine potenzielle gesellschaftliche Relevanz in Österreich. Die junge Wissenschaftlerin müsste demnach, wenn sie eine wissenschaftliche Karriere anstrebte und an der Universität – also Teil der Wissenschaft – bleiben wollte, in erster Linie an Fragen arbeiten, die wissenschaftlich publizierbar sind. Auch wie sie daran arbeiten wird, also ihre Methoden, die Form der Präsentation und die Sprache würden nicht an der gesellschaftlichen Relevanz in Österreich orientiert sein. Im Gegenteil, gerade österreichspezifische Forschung, von der zumindest in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auch besondere Relevanz für die österreichische Gesellschaft zu erwarten wäre – allein weil es sich dabei um den Forschungsgegenstand selbst handelt –, hat es schwer in der Logik der Wissenschaft als relevant eingestuft zu werden. Viel potenziell gesellschaftlich relevante Forschung wird so ausgeschieden. Wie ich höre, sind derartige Anreizsysteme, die gesellschaftlich relevante Forschung tendenziell eher ausselektieren als fördern, auch in anderen Fächern gang und gäbe. Damit kommen wir zum zweiten Teil der Frage, zur Forschung.

2.2 ZUR FORSCHUNG

Forschung ist die Sache, der die gesellschaftliche Relevanz in unserem Fall beigemessen werden soll. Forschung bezeichnet die systematische Untersuchung eines Gegenstands auf der Suche nach neuen Erkenntnissen über eben diesen Gegenstand. Die geplante und systematische Untersuchung ist dabei von großer Bedeutung. Es gibt auch Erkenntnisgewinn, der nicht geplant ist. Das geschieht auch in der Forschung selbst recht häufig. Während eine bestimmte Forschungsfrage untersucht wird, findet eine von der Forschungsfrage unabhängige Entdeckung statt. Streng genommen wäre das dann keine Forschung. Doch warum ist diese Unterscheidung von Bedeutung? Die Frage nach dem „Und wenn ja, wie?“ der Bewertbarkeit, in der das „Wie“ als eigentlich zentrales Problem nach dem Beistrich dahergestolpert kommt, lässt den Wunsch der Fragenden nach einer Anwendung vermuten. Das ist vor allem für geplante Forschung sinnvoll, eben da es sich um eine geplante Tätigkeit handelt. Könnte die laufende oder geplante Forschung in Bezug auf ihre gesellschaftliche Relevanz bewertet werden, so könnte sie etwa entsprechend dieser Bedeutung gefördert werden. Das gilt für die Entdeckung, die zufällig passiert, nicht. Was dabei tatsächlich relevant ist, ist aber das Resultat der Forschung und nicht die Tätigkeit. Immanuel Kant meinte in seinem Handbuch Logik, dass die Wichtigkeit einer Erkenntnis an der Größe und Vielheit ihrer Folgen zu messen wäre. Die Tätigkeit der Forschung würde also gereiht nach der Wichtigkeit ihrer Erkenntnis *in potentia*.

Aber Forschung kann auch scheitern. Gerade im Ungewissen der Forschungstätigkeit liegt ja ihr Reiz und ihre Faszination. Falls es sich tatsächlich um Forschung handelt, wissen wir am Beginn weder, was die Antwort sein wird, noch, ob sie uns zufriedenstellen wird. Und vielleicht noch wichtiger: Wir wissen nicht, wie die Situation der Menschen in der Welt sein wird. Die zeitliche Dimension der geplanten Forschung, die ihre Attraktivität bei der Frage der Bewertung ausmacht, ist es, die ihre Attraktivität in Bezug auf die Relevanz völlig zerstört. Weil die geplante Forschung sich über einen gewissen Zeitraum erstreckt und nicht plötzlich und zufällig geschieht, wäre es hilfreich, ihre gesellschaftliche Relevanz zu kennen. Aber durch diese Zeitlichkeit ist ungewiss, ob das, was zu ihrem Beginn noch als gesellschaftlich relevant angesehen wird, zum Zeitpunkt ihres Abschlusses auch noch relevant sein wird. In eingeschränkter, dafür besonders reiner Form tritt das im Bedeutungszusammenhang des Systems der Wissenschaft selbst zu Tage. Mehrere Forschungsgruppen arbeiten am selben Problem. Eine findet

die Lösung und publiziert ihre Arbeit. Damit werden alle anderen ihre Arbeit einstellen. Ihre Forschung ist gerade durch den Erfolg einer anderen irrelevant geworden.

Im gesellschaftlichen Kontext gibt es diese Dimension noch viel stärker. Hierzu wieder ein Beispiel aus meinem Feld, der empirischen Wirtschaftswissenschaft: Vor wenigen Jahren war Forschung zu ökonomischer Ungleichheit völlig irrelevant. Weder spielte das Thema im politischen und öffentlichen Diskurs eine Rolle noch wurde es in der Wissenschaft besonders beachtet. Und das, obwohl alle bedeutsamen Einführungslehrbücher der Ökonomie zu Beginn behaupten, die Ökonomie würde sich mit der Frage nach der Verteilung der Güter beschäftigen. Heute hat sich das gänzlich verändert. Die Zeitungen sind voll mit Berichten zur Einkommens- und Vermögensungleichheit. Im Fernsehen laufen Dokumentationen. Und jede Wirtschaftswissenschaftlerin, die etwas auf sich hält, kann über Thomas Pikettys Bestseller zur Ungleichheit mitreden und viele haben selbst schon in einer Arbeit das Wort „Inequality“ zumindest im Titel untergebracht. Die gesellschaftliche Relevanz kann sich bei Forschung durchwegs verändern. Forschung braucht eben Zeit, ist also immer schon ein Forschungsprozess und keine plötzliche Entdeckung.

In der angewandten Forschung, die sich oft zweckgebunden einem technischen Problem widmet oder an wirtschaftlichen Interessen ausgerichtet ist, ist das besonders leicht zu illustrieren. Nicht jede Innovation setzt sich durch. Die Idee an Innovationen ist eher, dass es viele geben soll, von denen sich dann wenige durchsetzen. Gerade dieser evolutionäre Prozess – so die Vorstellung – führe dazu, dass sich das Beste durchsetzen würde. Doch was heißt das eigentlich, dass sich das Beste durchsetzt? Da sehen wir die zeitliche Komponente der Forschung wieder ganz deutlich. Gerade da wir jetzt nicht wissen können, was in einer späteren Situation tatsächlich das Beste sein wird, ist die Vielfalt im Innovationsprozess wünschenswert. Was sich als das Beste herausstellen und was also zum Erfolg werden wird, hängt nämlich auch von der Entwicklung der Situation ab. Nur bei wenigen Innovationen rechnet sich die Investition. Wirtschaftliche Start-up-Unternehmen sind ein gutes Beispiel. Heißt das, dass sich die nicht erfolgreichen als Fehlinvestitionen herausgestellt haben? Ja, aber eben nur in dieser Situation, die vorher nicht absehbar war. Es war keineswegs vorher schon falsch, in sie zu investieren. Genauso unsinnig wäre es, sich über den Kauf eines Airbags zu ärgern, weil bisher kein Unfall geschah. Gerade weil die Zukunft ungewiss ist und Forschung aufgrund ihres geplanten Charakters eine zeitliche Dimension hat, ist ihre gesellschaftliche Relevanz also immer ungewiss. Nicht nur weil sie an der eigenen Frage scheitern kann, sondern weil die Bewertung der gesellschaftlichen Relevanz, also die Reihung unter anderen Forschungsfragen und -prozessen, in einem veränderten Bedeutungszusammenhang in einer späteren und damit anderen Gesellschaft eine andere sein kann. Das bringt uns zum dritten Teil der Frage, zur Bewertbarkeit.

2.3 ZUR BEWERTBARKEIT

Unter einer Bewertung wird in der Logik die Zuordnung der Wahrheitswerte *wahr* oder *falsch* zu Aussagen verstanden. Das wiederum sind Werturteile, die durch diese Bewertung zustande kommen. Auch in der Psychologie und Soziologie wird davon gesprochen, dass eine Bewertung zu einem Werturteil einer Person über ein Objekt führt. Dem Objekt geschieht so eine Charakterisierung, eine Auszeichnung positiver oder negativer Art gegenüber anderen Objekten. Diese Bewertung kann nun von anderen Personen bestätigt werden oder auch nicht. Wissenschaft zielt in ihrem System auf einen möglichst einheitlichen Bewertungsprozess ab. Das heißt, die Kriterien, nach denen bewertet wird, sollen möglichst unabhängig von der einzelnen Person sein, die gerade bewertet. Im wissenschaftlichen Idealfall haben die Objekte, die bewertet werden sollen, bestimmte beobachtbare wesentliche Charakteristika an sich, die die Basis bilden können für eine möglichst objektive Bewertung in dem Sinn, dass sie unabhängig von der Person sei, die die Bewertung gerade durchführt. In der Praxis wird versucht, sich diesem Idealfall durch Standardisierung anzunähern. Er bleibt aber unerreichbar. Das ist kein Problem, solange es nicht vergessen, verdrängt oder absichtlich unterschlagen wird.

Die tatsächliche Unmöglichkeit einer objektiven Bewertung eines Objekts ist aber evident. Das Objekt wird ja gerade zum Objekt, weil es von einem Subjekt dazu gemacht wird. Es ist immer Objekt für ein Subjekt. Das Gleiche

gilt für die Bewertung selbst. Ohne jemanden, der bewertet, ist nichts zu bewerten. Oder noch umfassender: Die Welt ist immer schon eine erlebte und niemals eine objektive Welt, also eine Welt ohne Subjekt, ohne eine Person, die sie erlebt. Jede Person erlebt daher ihre Welt und nicht etwa *die* Welt. Das bedeutet nicht, dass es ein Sein, das wir als Welt erleben, ohne uns nicht gäbe. Aber sehr wohl bedeutet es, dass es die von uns erlebte Welt, die Welt, in der wir uns wiederfinden, nicht gäbe. Die erlebte Welt ist alles, was wir in unserem endlichen Leben erleben. Sie beginnt und endet in unserem erlebten Leben. Dass dies auch mit den Forschungsergebnissen der Psychologie und der Soziologie im Einklang steht, ist weniger überraschend als die Tatsache, dass auch Naturwissenschaften zu ähnlichen Ergebnissen kommen. In der Quantenphysik ist die Abhängigkeit des Beobachteten vom Beobachter und der Art der Beobachtung längst klar belegt. Dazu muss nicht einmal bis zu Schrödingers Katze gedacht werden. Viele berühmte Physiker haben sich dazu ganz klar geäußert. Neben bekannten Zitaten von Albert Einstein, Werner Heisenberg, Niels Bohr und dem Österreicher Philipp Frank gefällt mir jenes, das Hans-Peter Dürr, der Nachfolger Heisenbergs am Max-Planck-Institut für Physik 1987 im Vorwort des Sammelbands „Physik und Transzendenz“ verfasste, besonders gut: „Eine konsistente Erklärung der Quantenphänomene kam zu der überraschenden Schlussfolgerung, dass es eine objektivierbare Welt, also eine gegenständliche Realität, wie wir sie bei unserer objektiven Betrachtung als selbstverständlich voraussetzen, gar nicht ‚wirklich‘ gibt, sondern dass diese nur eine Konstruktion unseres Denkens ist“. Auch die Neurowissenschaft versichert uns, dass die Welt, wie wir sie wahrnehmen, nur eine Vorstellung ist, die wir aus den verschiedensten Sinneseindrücken in Kombination mit unseren Erfahrungsschätzen zusammenbauen. Ja, sie geht noch weiter und sagt uns direkt, dass sie sogar unser Werturteil im Gehirn schon ablesen könne, bevor wir es überhaupt treffen würden. Dass es sich bei diesem Vorgang des Ablesens über technische Geräte, meist bildgebende Verfahren des Gehirns, selbst konsequenterweise ebenso wieder um Erzeugnisse des eigenen Gehirns handelt, dass sich also wiederum erlebtes Gehirn darstellt, unterschlägt die populärwissenschaftliche Darstellung dabei gern. Auch die Neurowissenschaft untersucht nur die Bilder, die ihr Gehirn ihr als Bilder der Gehirne der Anderen vorführt. Einer Verschwörung der Gehirne, jeweils etwas Falsches aufzuführen, sobald der Blick auf ein anderes Gehirn gerichtet wird, ist die Neurowissenschaft ebenso schutzlos ausgeliefert wie jeder erlebende Mensch.

Wir brauchen keinem einzigen dieser Gedanken genauer nachzugehen, um klar zu sehen, dass es keine Bewertung geben kann, die vollständig unabhängig von den bewertenden Menschen stattfinden könnte. Auch die Objekte selbst, die Forschungsprozesse, sind wiederum von Menschen abhängig. Eine Liste, die möglichst unabhängig von Menschen als Bewertenden und von Menschen als Bewerteten im zu bewertenden Forschungsprozess Kriterien zur Bewertung beinhaltet, könnte nur von Menschen oder durch von Menschen geschriebene Computerprogramme festgelegt werden. Auch diese würden dann implizit einer Bewertung von Menschen folgen. Da gibt es keinen Ausweg. Bewerten, also Werturteile über Objekte treffen, das macht ein Mensch. Eine völlig von Menschen unabhängige Bewertung würde sich dadurch auszeichnen, dass es sich nicht mehr um eine Bewertung handeln würde, da sie ihren Bewertungscharakter, das Werturteil und die damit verbundene Charakterisierung des bewerteten Objekts durch ein beobachtendes Subjekt, verlieren würde. Der Begriff der Bewertung inkludiert das Werturteil und den Menschen bereits. Eine Bewertung ist also leicht möglich, kann aber nie unabhängig vom Menschen erfolgen, nie objektiv sein. Das bedeutet allerdings nicht, dass eine wissenschaftliche Standardisierung, um Bewertungen vorzunehmen, nicht sinnvoll sein könne. Im Gegenteil ist diese Tatsache geradezu ein Argument für eine Art der Standardisierung. Denn Bewertungen werden je nach Weltwahrnehmung sehr unterschiedlich sein. Als Beispiel können wir uns eine Reihung von Wäldern in Österreich vorstellen. Je nachdem, ob wir eine Jägerin, eine Pilzsammlerin, eine Spaziergängerin, eine Mountainbikerin, eine Forstarbeiterin oder eine Naturschützerin eine Bewertung vornehmen lassen, werden wir wohl andere Ergebnisse erhalten – und das, obwohl sie alle noch einen direkten Bezug zum Wald haben, also sozusagen Expertinnen auf dem Gebiet Wald sind. Die interessante Frage bei jeder Bewertung ist ja letztlich die Frage nach der Ursache, die in diesem Beispiel schon implizit vorweggenommen ist. Eine Jägerin hat anderes vor mit dem Wald als eine Mountainbikerin. Die Reihung, die die gesellschaftliche Relevanz bestimmt, geht vom einzelnen Menschen aus. Doch aufgrund welcher Ursache oder nach welchen Zielen reiht der Mensch? Warum möchte der eine Mensch mehr Forschung zur Absicherung der Landesgrenzen und warum der andere mehr Forschung zu einer bestimmten Krankheit? Klar, da waren wir schon. Die Werte, Ziele, Wünsche und Sorgen der Menschen sind

unterschiedlich. Das bestimmt ihre je eigenen Probleme. Und unterschiedliche Probleme verlangen nach unterschiedlichen Lösungen. Die eine hat Furcht vor Flüchtlingen, die andere eine Freundin mit Krebs. Das verblüffende daran ist, dass unmittelbare menschliche Realität seit jeher ähnlich geblieben zu sein scheint. Zwar ist die Welt eine völlig andere, aber die Grundstruktur der Probleme und der damit verbundenen Gefühle scheint über die Zeit recht ähnlich zu bleiben. Auch die Zahl der Probleme scheint nicht kleiner zu werden. Wie selbstverständlich können wir die Probleme der Menschen, die in Homers Ilias beschrieben sind, nachvollziehen. Gier und Hass, Zuneigung und Abneigung gegenüber anderen Menschen sind uns wohlbekannt. Keine Wissenschaft muss sie uns erst nahebringen. Auch die Bewertung kennen wir nur zu gut. Wie sonst könnten wir denn manches unbedingt haben wollen, während wir anderes unbedingt loswerden wollen. Wir urteilen und bewerten ohne Pause. Jedes Problem ist so gesehen ein menschliches Problem, ja, geradezu ein psychisches Problem. Entstehen kann es nur durch unsere Bewertung, unsere Wahrnehmung als Problem.

So ist die Wissenschaft nur in ihrem abgegrenzten Bereich der wissenschaftlichen Logik, des wissenschaftlichen Systems, eben Wissenschaft. Sie steht dabei auf den Schultern der Probleme, die sie zu lösen sucht. Die Auswahl der Gegenstände und Probleme aber ist nicht wissenschaftlich zu rechtfertigen, sondern nur außerhalb der wissenschaftlichen Logik vom Menschen bestimmbar – basierend auf seinen Wünschen und Vorstellungen, seinen Zuneigungen und Abneigungen, seinem Engagiertsein in der Welt. Egal, wo Sie sich jetzt befinden und wie Ihre Situation ist, bin ich mir sicher, dass sie Ihnen Möglichkeiten der Problemfindung bietet. Vielleicht sitzen Sie unbequem, vielleicht langweilt Sie der Text, vielleicht hätten Sie gerne etwas zu trinken? Oder, falls Sie etwas haben, hätten Sie nicht vielleicht gerne etwas Anderes? Blicken Sie sich um! Wie viele Möglichkeiten gibt es, sich im Detail mit Ihrer Umgebung zu beschäftigen, mit ihr zufrieden oder unzufrieden zu sein? Aber zurück ins Große. Nehmen wir den Klimawandel. Es gibt wohl kaum ein anderes Thema, das derartig umfassend untersucht wird. Auch wenn die wissenschaftliche Evidenz, dass dabei der Mensch eine gewichtige Rolle spielt, zumindest mir als Laien erdrückend scheint, wird nach wie vor darüber gestritten. Gleichzeitig sind sich aber alle (oder zumindest fast alle) einig, dass es nicht gut ist, wenn durch eine Überschwemmung Menschen sterben. Ebenso wenig begrüßen es die meisten Menschen, wenn durch andere Folgen des Klimawandels Lebensräume von Tieren und Pflanzen zerstört werden. Egal, ob der Klimawandel nun von Menschen gemacht ist oder nicht, zum Problem wird er dadurch, dass er Folgen hat, die wir nicht wünschen. Zum Problem wird er also erst, weil wir die Welt gerne anders hätten, eine Welt, in der die Überschwemmung nicht stattfindet und das Tier seinen Lebensraum behält. Oder mindestens eine Welt ohne menschengemachten Klimawandel, also eine ohne Verantwortung für Klimawandel.

3. UND WENN JA, WIE?

Die gesellschaftliche Relevanz von Forschung lässt sich bewerten: sowohl beliebig als auch mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden. Gleichzeitig ist aber auch unmittelbar klar, dass es weder eine „objektive“ noch eine allgemeingültige Bewertung geben kann. An diesen Maßstäben muss jede Bewertung scheitern. Trotzdem kann eine Bewertung nach wissenschaftlichen Methoden einen wichtigen Beitrag leisten. Was sie leisten kann und leisten soll, ist eine möglichst standardisierte nach wissenschaftlichen Kriterien erstellte Bewertung. Das bleibt eine Bewertung unter vielen. Schon nach wissenschaftlichen Kriterien sind viele unterschiedliche Bewertungen denkbar. Und selbst diese sind nur ein Bruchteil aller möglichen Bewertungen. Die Stimme der Wissenschaft ist eine Stimme unter vielen und sie ist keine superiore – aber eben eine wissenschaftliche. Das Ziel einer wissenschaftlichen Bewertung darf es – aus der Logik der Wissenschaft heraus – nicht sein, den Menschen Sicherheit in einer unsicheren Welt vorzugaukeln und ihnen vorzuspielen, dass die wissenschaftliche Bewertung die einzig gültige, die beste oder die wahre Bewertung wäre.

Anstatt eine dem unmittelbaren Erleben immer widersprechende Sicherheit vorzugaukeln, soll die Wissenschaft mit Argumenten dafür werben, dass sie ein nützliches Werkzeug in einer immer schon unsicheren Welt sein kann. Eines, das Menschen verbindet, gerade weil es überzeugende Perspektiven auf die Welt liefert und so Ansichten

der Welt schaffen kann, denen viele Menschen zustimmen und Vertrauen entgegenbringen können. Die Wissenschaft kann helfen, aus vielen Welten eine im Erleben gemeinsame Welt zu machen. Aus diesem Grund kann die wissenschaftliche Bewertung der gesellschaftlichen Relevanz von Forschung genau dann ein sinnvoller Beitrag sein, wenn sie transparent darstellt, wie sie selbst aus menschlichem Streben zustande kommt: ohne alleinigen Wahrheitsanspruch, aber mit totalem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit des Prozesses der Bewertung. Sie ist aber nicht das einzige menschliche Unterfangen, das nach der Entdeckung gemeinsamer Welten strebt. Auch Religion und Kunst versuchen dies nach ihrer jeweils eigenen Logik. Die Philosophie als Ursprung aller Wissenschaft nimmt dabei eine Sonderstellung ein. Es mag eine Unterscheidung innerhalb der Wissenschaft zwischen sogenannter „hard science“ und sogenannter „soft science“ ebenso verführerisch sein wie die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und anderen menschlichen Unternehmungen zur Welterfassung. Selbst wenn dies durch die methodischen und sogar methodologischen Unterschiede möglich erschiene und manchmal sogar zweckmäßig sein mag – in dem Moment, in dem wir der sogenannten „hard science“, worunter meist die Naturwissenschaften verstanden werden, fälschlicherweise Objektivität und damit verbunden Anspruch auf Wahrheit und Allgemeingültigkeit zuweisen, beginnt der zuvor ausgeführte Raub der Welt. Objektivität ist ein unerreichbares Ideal der Wissenschaft und es ist gesellschaftlich äußerst relevant, dass die Wissenschaft das jeweils transparent macht. Denn daran hängt ihre Wissenschaftlichkeit. Von der Wissenschaft ist das zu erwarten, denn sonst ist sie keine mehr. Genau das ist der Beitrag, den sie leisten soll und immer leisten muss. Sie unterscheidet sich von vielen anderen menschlichen Unternehmungen der Welterfassung gerade darin, dass sie jeweils reflektiert und weiß, dass sie anstatt des Ideals nur standardisierte Methoden setzen kann. Astronomie unterscheidet sich von der Astrologie nicht darin, dass die Astronomie objektiv wäre und eine tatsächliche anstatt einer subjektiv erlebten Welt beschriebe, sondern weil die Astronomie durch wissenschaftlich anerkannte Methoden und Standards Welt erschließt. Wenn also die Bewertung der gesellschaftlichen Relevanz wissenschaftlich sein soll, dann zeichnet eine solche Bewertung aus, dass sie das nach wissenschaftlichen Standards tut und transparent macht, dass es sich damit nicht um eine allgemeingültige objektive Bewertung handelt. Das kritische Anerkennen dieser Tatsache wird in der Wissenschaft, die keine ist, die also Welt raubt, häufig vergessen, verdrängt oder absichtlich unterschlagen. Auch eine solche Bewertung der gesellschaftlichen Relevanz von Forschung könnte durchgeführt werden. Sie hätte dann aber eher den Charakter des Dogmas und damit der Religion. Sie setzte uns als Ding unter Dingen in eine angeblich objektive Welt. Doch damit machte sie das Gegenteil von dem, was sie soll.

Eine solche dogmatische Wissenschaft würde uns nicht helfen, die Probleme zu lösen, die wir ihr vertrauensvoll in ihre wissenschaftliche Logik übergeben haben. Wir hätten ihr erlaubt, die fundamentalen Fragen zu ignorieren, damit sie sich ohne Ablenkung und unaufgeregt mit allen anderen beschäftigen könnte. Aber mit ihren anmaßenden Behauptungen zu fundamentalen Fragen würde sie uns abschneiden von unseren eigenen Problemschaffungs- und Problemlösungsmöglichkeiten. Sie würde uns einlullen und zum Selbstbetrug werden. Denn das Denken würde damit vernichtet. Wenn es determiniert wäre, wenn ich ohnehin nicht den geringsten Einfluss hätte auf das, was ich morgen sein könnte, wenn das Denken kein Entwerfen, sondern lediglich die Begleitmusik zu einer Bewegung eines Dings im Raum wäre, dann würde ich nicht mehr in der Welt agieren. Dann könnte ich die Welt aber auch nicht durch Handlung verändern. Aber warum wäre dann etwa der Klimawandel ein Problem? Oder anders gefragt, warum sollten wir dann versuchen, jene, die den menschengemachten Klimawandel leugnen, zu überzeugen? Wenn die Biologie bestimmte, was sie und wir glauben, wozu dann Engagement? Und selbst das Engagement könnte kaum mehr als solches verstanden werden, wenn es sich doch nur um das Ergebnis einer kausalen Kette von Bewegungen von Teilchen handelte, deren Ursprung uns zwar unbekannt sein würde, aber dessen Folgen unvermeidlich wären. Ja, wozu dann überhaupt Forschung? Und wozu über gesellschaftliche Relevanz schreiben? Forschung würde dann zur Entlastung und Ablenkung für den verantwortlichen Menschen, der sich seiner Verantwortung für die Welt und in der Welt nicht stellen wollte. Das Dogma, der Anspruch auf absolute Gültigkeit, ist grundsätzlich nichts Schlechtes. Aber es ist eben keine Wissenschaft. Die Wissenschaftlerin, die ihre Standards und Methoden als Zeichen für Objektivität und Wahrheit vor sich herträgt, hält eine Monstranz in Händen. Wenn sich die Wissenschaft nicht auf ihre eigentliche Besonderheit, ihre standardisierten Methoden und das Wissen um das unerreichbare Ideal stützen wollte, dann erschiene

sie als eine Wissenschaft, in der es zu jeder Meinung eine oder mehrere wissenschaftliche Studien gäbe, die sie belegten. Dann wäre sie die Wissenschaft, die beliebig wäre und die auf Bestellung für Narrative sorgte: die Wissenschaft der Rechtfertigung des Handelns anstatt der Anleitung zum Handeln. Dieser Glaube an die Beliebigkeit steht dem ebenso tiefen Glauben an die prinzipielle wissenschaftliche Berechenbarkeit der Dinge inklusive unserer selbst gegenüber, der dem aufgeklärten Menschen als Entlastung von seiner umfassenden Verantwortung dient. Und beide nähren sich gegenseitig. Der Glaube an die Beliebigkeit aber gründet auf die unmittelbare menschliche Erfahrung der Möglichkeit zur Beliebigkeit.

Der Mensch hat die Verantwortung für seine Welt. Die Weltwahrnehmung jedes Menschen ist einzigartig und instabil. Sie verändert sich laufend. Seine Wünsche und Sorgen, seine Zuneigungen und Abneigungen sind eng mit seiner Weltwahrnehmung verbunden. Es ist unmöglich etwas wahrzunehmen, ohne es schon immer im Kontext und mit einer bestimmten Empfindung wahrzunehmen. In dieser unserer Welt agieren wir in einer bestimmten Situation. Wir entwerfen uns und wir verfolgen Ziele. Wir handeln. Mit jeder Handlung verlieren wir alle anderen möglichen Handlungen. Mit jedem Denken stellen wir bereits Gedachtes in Frage. Nie können wir etwas vollständig fassen. Nicht einmal uns selbst. Jede kann sich daher die Wissenschaftlerin vorstellen, die sich für das Tragen der Monstranz entscheidet, um ihre eigenen Wünsche zu erfüllen, um in ihrem Fachgebiet Erfolg zu haben und Anerkennung zu bekommen, und die dafür bereit ist, die Methoden und Standards aufzugeben.

Wissenschaft soll Wissenschaft betreiben. Denken kann sie nicht. Und wenn sie so täte, als ob sie es könnte, würde sie von der Lösung zum Problem. Gerade daher soll sie auch die gesellschaftliche Relevanz von Forschung bewerten, auch wenn es aussichtslos ist, dass sie das objektiv könnte, weil ihr Ideal der Objektivität eben nicht erreichbar ist. Sie kann es wissenschaftlich!

Die gesellschaftliche Relevanz von Forschung kann also mit unterschiedlichsten wissenschaftlichen Methoden und Standards quantitativ und qualitativ bewertet werden. Mir selbst als empirischem Wirtschaftsforscher läge natürlich eine quantitative Bewertung auf Basis von Daten nahe. Ich würde Daten analysieren, die vergangene wissenschaftliche Projekte, deren Ergebnisse und möglicherweise die gesellschaftliche Rezeption derselben beschreiben würden. Und andere Wissenschaftlerinnen werden andere Ideen haben. Auch die sollen sie verfolgen. Wichtig ist, dass die Bewertungen, die die Wissenschaft liefert, wissenschaftlich bleiben.

Ist das Ziel der Bewertung allerdings auch eine Förderung der gesellschaftlich relevanten Forschung, wären zusätzliche Schritte angezeigt. Dazu ist auch keine ausgefeilte wissenschaftliche Bewertung der gesellschaftlichen Relevanz erforderlich. Einerseits bräuchte es in der Wissenschaft eine sachliche pragmatische Bereitschaft zur Ermöglichung gesellschaftlich relevanter Forschung. Und andererseits bräuchte es aber auch Wissenschaftlerinnen, die über den Tellerrand des Erfolgs in ihrem eigenen Fachgebiet schauen wollen und ein außerwissenschaftliches Verständnis von der Bedeutung der Wissenschaft und der Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Ethik haben, damit sie die wissenschaftlichen Methoden weder als Monstranz missbrauchen noch ihrem eigenen persönlichen Wunsch nach Erfolg opfern.

Wenn die Wissenschaft es ernst meint mit ihrem Wunsch nach mehr gesellschaftlicher Relevanz, dann könnte sie damit anfangen, Barrieren aus dem Weg zu räumen, die heute Forschung verhindert, die sich direkt mit der Gesellschaft, in der wir leben, beschäftigt. Wie in meinen Beispielen angesprochen, müsste sie dazu konkret etwa die Replikation von Arbeiten mit österreichischen Daten fördern, anstatt sie indirekt zu verhindern. Sie müsste verlangen, dass Wissenschaftlerinnen die Grenzen ihrer eigenen Forschung klar aufzeigen, anstatt sie in der medialen Kommunikation der Ergebnisse beiseitezulassen. Sie müsste insbesondere die Forschung über die Wissenschaft selbst und die Reflexion über die Produktion von Wirklichkeit durch Wissenschaft fördern. So müsste sie die Logik der Wissenschaft und das Funktionieren des Wissenschaftsbetriebes selbst möglichst transparent machen. Sie müsste die menschlichen Motivationen, Sorgen und Anreize derer, die Wissenschaft produzieren, selbstbewusst und demütig offenbaren. Auch ihre Verantwortung bei der Enttarnung eines als Wissenschaft getarnten Lobbyismus müsste sie mit mehr Engagement wahrnehmen. Sie müsste dafür sorgen, dass

die universitäre Bildung nicht zur Berufsausbildung verkommt und dafür, dass die Universität selbst wieder ein Ort von gesellschaftlicher Relevanz wird. Sie dürfte nicht – à la Richard Dawkins – eine überhebliche naturwissenschaftliche Perspektive auf Religionen und andere Weltanschauungen einnehmen, sondern müsste im Gegenteil in aller Bescheidenheit diesen Zeugnissen menschlichen Denkens mit Respekt begegnen. Auf Werten wie Ehrlichkeit und Authentizität baut auch die Wissenschaft, denn unethische unmoralische Wissenschaftlerinnen sind das Ende der reflektierten Wissenschaft in dem von mir skizzierten Sinn. Zu guter Letzt sollte die Bedeutung des Denkens über den Menschen und seine Welt speziell in der Ausbildung von Wissenschaftlerinnen, aber auch generell in der Schul- und Universitätsbildung deutlich gestärkt werden. Wie sollte auch eine Wissenschaftlerin je ein Verständnis von Wissenschaft bekommen, wenn sie selbst in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wenig bis keine Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie oder Wissenschaftsgeschichte hörte?

Es ist wichtig, dass die Menschen der Wissenschaft vertrauen. So unterschiedlich die Weltwahrnehmungen der Menschen sind, so wichtig ist es, dass sie einen gewissen Grad an Übereinstimmung in einer Gesellschaft aufweisen. Denn ohne wird die Grundlage der Gesellschaft, die hinreichende Reziprozität, zerstört. Dafür sind wir Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen mitverantwortlich. Wir können nicht oft genug klarstellen, dass wir eine wissenschaftliche Methode bevorzugen, weil wir glauben, dass sie einen hilfreichen Beitrag zur Lösung eines menschlichen Problems liefern kann. Weil wir glauben, dass das in einem Universum ohne Sicherheit und Lizenz auf Wahrheit die beste Methode ist. Nicht weil wir die Wahrheit kennen würden oder weil ein komplexes Ritual, die Forschung, die Wahrheit in Erfahrung bringen könnte. Eine Wissenschaftlerin ist dann eine gute Wissenschaftlerin, wenn sie weiß, dass sie die Wissenschaftlerin nur spielt, also ihre menschliche Gabe zur Reflexion möglichst laufend einsetzt und eine Distanz zu dem, was sie tut, bewahrt. Wissenschaft ist kein Geheimwissen, sondern eine menschliche Praxis. Die menschliche Realität ist die des Versuchs, der scheitert. Die Welt wird nie zu Ende erklärt sein. Die gesellschaftliche Relevanz von Forschung wird nie hinreichend bewertet sein. Versuchen sollten wir es trotzdem, nicht als entlastende Ersatzhandlung, vielmehr ernsthaft bei der Sache selbst und in vollem Bewusstsein des notwendigen Scheiterns an der letztgültigen Klärung.

4. NACHSICHT

Mir bleibt noch, meiner Antwort nachzusehen, wie sie an mir vorübergezogen ist und sich nun ausbreitet. Ist es mir gelungen, alles, das mich an der gestellten Frage gereizt und motiviert hat, zum Ausdruck zu bringen? Was genau war meine Motivation? Wollte ich mir Luft verschaffen, das Be-, das Verdrängende eines Wissenschaftsbetriebs ansprechen und durch nur ein Wort auflösen? Ging es mir nur um den ausgeschriebenen Preis und wollte ich ihn extra aus der Geistes- und Sozialwissenschaft heraus sprechend gewinnen? Dieser Essay ist keine Entlastung, für mich nicht und auch nicht für die Wissenschaft. Er ist ein plötzlicher Flashmob, eine Intervention, ein Anstoß zu dem, was die Wissenschaft nicht kann: Denken. Im besten Fall belastet er die Menschen mit Zweifel und bringt sie zum Denken. Gleichzeitig möchte ich aber auch nachsichtig sein mit mir und der Leserin. Mit der Leserin, weil ihr hier viel zugemutet wurde. Ihr eigener Zweifel brachte sie wohl schon längst und früher zum Denken und dennoch folgte sie meinen Ausführungen über all die Zeilen. Es soll hier nun genug sein. Nachsichtig auch mit mir selbst? Ja, doch! Die Frage der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ ist mich angegangen, sie hat mich erwischt und sofort interessiert. Es bereitete mir Freude, dazu etwas zu schreiben. Auch ich kam dadurch zum Denken. Aber die Wissenschaft gesellschaftlich relevant zu machen, das vermögen wir nur alle zusammen.

Der Autor:

Mag. Pirmin Fessler, PhD | Oesterreichische Nationalbank